

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 331.

Samstag, 12. Dezember

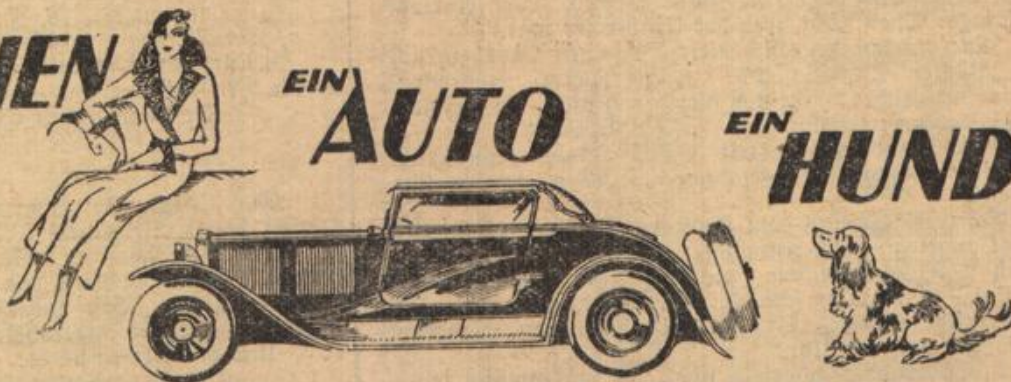
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München



ROMAN VON OLE STEFANI.

(27. Fortsetzung.)

Foster blickte auf.

„Nun?“ fragte Mac Norton.

„Nun?“ wiederholte der Inspektor. „Sag das auch unter Direktor Andersons Papieren?“

Keine Antwort.

Und plötzlich beugte sich der Inspektor vor. „Sehen Sie mal!“ flüsterte er, während er die zweite Seite dieses Briefes aufschlug: „Sehen Sie mal her — was steht auf der zweiten Seite? hm? . . . Genau dasselbe!“ Er schlug auf den Tisch. „Was sagen Sie dazu? Genau dieselben Zeilen von „Meine geliebte Tochter“ bis „Deine Mutter!“ Können Sie mir das erklären, Mac Norton? Wie kann man denselben Brief zweimal hintereinander auf ein und denselben Bogen schreiben?“

Wieder keine Antwort.

„Sie sagen gar nichts! Schön! Und sehen Sie sich mal das Papier an! Das der beiden anderen Briefe ist vergilbt — unzweifelhaft alt. Aber dieses hier — irre ich mich? — das ist noch ganz weiß, ganz neu und —“, er hielt den Bogen gegen das Licht, „— ich weiß nicht, ob die Wasserzeichentechnik vor elf Jahren schon so weit war, ich werde einen Sachverständigen konsultieren müssen — aber wenn Sie mich, Elias Foster, fragen würden, einen Angestellten der britischen Polizei, nicht mehr ganz jung zwar, aber noch mit genug gesundem Menschenverstand, um so eindeutige und läppische Dinge zu durchschauen — so würde ich, Inspektor Elias Foster, Ihnen sagen, daß dieser Brief nicht vor elf Jahren geschrieben wurde, sondern vor bedeutend kürzerer Zeit — vor ein paar Tagen etwa, vielleicht gar erst heute nacht . . . und wenn Sie fragen würden, wer ihn geschrieben hat, dann würde ich mich wahrscheinlich daran erinnern, daß der gewisse Jemand, in dessen Besitz dieses Schreiben gefunden wurde, vor vier Jahren wegen eines ähnlichen Tricks zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Und es wäre gar kein besonders scharfsinniges Kunststück, daraufzukommen, daß niemand anders dieses Schriftstück verfaßt und wer weiß wieviele Male geübt hat — während der Überfahrt über den Kanal oder während der einsamen Stunden zweier Nächte in einem Hotelzimmer am Strand — als mein guter alter Bekannter Michael Mac Norton!“

Mit dem letzten Wort patzte er auf den Tisch, holte tief Atem und sah den Sekretär mit seinen hervorquellenden Augen starr an.

Mac Norton hatte die Beine übereinandergeschlagen und starrte auf die Spitzen seiner

Finger, die er um seine Knie gefaltet hatte. Er regte sich lange Zeit nicht.

Dann sagte er — mit bewunderungswürdiger Ruhe, ohne aufzublicken: „Sehr schön, Inspektor. Leider verstehe ich kein Wort. Was für einen Grund sollte Ihrer Meinung nach dieser Mr. Mac Norton gehabt haben, sich in der Handschrift der verstorbenen Frau des Syndikus Dr. Gregory zu üben?“

Foster zog listig die Augenbrauen hoch. In dem Ton, mit dem er sprach, lag etwas bewußt Naives und Geheimnisvolles — als wenn er einem Kind ein Märchen erzählte: „Aber Mike! Michael Mac Norton! Ich weiß es ja! . . . Ich kenne ja den Grund . . . er ist mir so klar wie nur irgendwas. Da —“, er grabschte in seiner Westentasche, Mac Norton blickte kühl auf. Foster zog einen flachen Schlüssel hervor und hielt ihn dem Sekretär unter die Nase: „Was ist wohl das, mein Junge?“ flüsterte er. „Was mag das wohl sein?“

„Keine Ahnung!“ sagte Mac Norton fest. Aber unter dem Vorhang seiner Lider zuckte ein beunruhigter Blick.

„Das ist der richtige Schlüssel, Liebling, das ist der Schlüssel zum Safe 98.“

„Und wie kommen Sie zu ihm?“ fragte der Sekretär mit vollkommener Höflichkeit.

„Ich habe jemanden festgenommen!“ sagte Foster mit einem Ton tiefster Vertraulichkeit. „Einen Einbrecher —“

Ein unwillkürlicher Laut entfuhr Mac Norton.

„Merken Sie was? Ja, Mac Norton — die Räubergeschichte der Carger-Bank stimmt, sie ist wahr — bis aufs i-Tüpfelchen! Es war tatsächlich vor zwei Nächten ein Mann da und der ist nicht in seiner Arbeit gestört worden, wie Carger annimmt, sondern er hat sich — und zwar aus dem Safe 98 — genau das geholt, was er haben wollte . . . Sie verstehen mich, Mac Norton, wie ich bemerkte. Es ist das erstemal in unserer kurzweiligen Unterredung, daß Sie den Blick zu mir aufgeschlagen haben — wenn auch nur für einen Moment. Sie wissen genau, was der Mann sich geholt hat, nicht wahr?“

„Nein.“

„Doch. Er hat die Uhr geholt!“

Und auf einmal war Mac Nortons Gesicht wie nadt. Unbeherrscht, zerrissen von Unruhe und tödlicher Angst. „Wer war es?“ Es war mehr ein Schrei.

Inspektor Foster sah ihn wie fasziniert an. „Wie sehen Sie aus?“ flüsterte er staunend.

„Mac Norton! Mac Norton! Was für unergründliche Geschöpfe die Menschen doch wohl sind —!“

„Wer war es, Inspektor? Wer hat eingebrochen?“

„Ja — wem lag wohl so viel an der Uhr? Wem lag wohl ebensoviel daran wie Ihnen, Kleiner? — Ach, Mac Norton, auch ich bin unergründlich. Denken Sie mal! Ich sage es Ihnen nicht. Ich sage es Ihnen jetzt noch nicht. Quälen Sie mich nicht. Sie kriegen es nicht eher heraus, bis ich es will. — Ich sehe doch aufs Haar so aus wie irgendein Spießer aus der City, nicht? Gutmütig und beschränkt, ziemlich kräftig noch, obwohl die ersten Anzeichen des Alters sichtbar sind. Ich bin vergesslich und da — der Kneifer!“ Er nahm ihn eilig ab. „Aber ich will mich interessant machen, Mac Norton. Ich sage Ihnen nicht, wer der Einbrecher war.“

Mac Norton legte sich bleich in seinen Stuhl zurück.

„Wollen Sie Wasser?“ fragte Foster erschrocken.

„Hier ist welches.“ Er goß aus der Flasche, die auf dem Tisch stand, in ein Glas ein. „Nehmen Sie!“

Mac Norton lehnte mit leichter Handbewegung ab.

„Weiter!“ sagte er gesammelt. „Was wollen Sie sagen?“

Foster blickte aus dem Fenster. Der Dampfer hatte wohl angelegt. Die Autobusse füllten sich bis unter das Dach mit den Leuten, die vom Fluß heraufkamen. „Also!“ —, sagte er sacht, mit verändertem Ton, „ich habe nicht nur den Safeschlüssel bekommen, sondern natürlich auch die Uhr.“

Mac Norton antwortete nicht. Er verkrampfte seine Hände.

„Natürlich. Also ich weiß Bescheid. Darum wollen wir nicht mehr lange um die Geschichte herumreden. Die Sache ist einfach die: es gibt da eine Botschaft, die Mrs. Gregory ein paar Tage vor ihrem Tode auf ein Zettelchen geschrieben hat — und das hat sie auf die Rückseite eines Bildchens geklebt. Und Sie, Mac Norton, wollten um keinen Preis, daß diese Botschaft in Miß Gregorys Hände gelangte. Das Bild befand sich, wie Sie hörten, im Innern der Uhrkapsel. Sie wußten zwar nicht, was der Inhalt dieser letzten Botschaft war. Sie wissen es heute noch nicht — aber Sie ahnen es. Denn Mrs. Gregory war durch einen Zufall über gewisse Sachen besser unterrichtet, als es dem Unterhändler von Elsworth recht sein konnte. Und das waren Sie ja wohl, Mac Norton. Also — Sie geben es zu, nicht wahr?“

Mac Norton erhob vorsichtig die Augen. Sie schienen ganz farblos. „Ich glaube nicht, daß Sie die Uhr haben!“ sagte er mit trockenen Lippen.

„Was sind Sie vorsichtig!“ sagte der Inspektor mit ehrlicher Bewunderung. „Wie rasch sehen Sie jede Unsicherheit bei mir, wie scharf beobachten Sie jedes Loch, durch das Sie vielleicht noch schlüpfen könnten! — Sie haben sich aber diesmal geirrt, Mac Norton, ich habe Sie nicht gefragt, weil ich zweifle. Ich weiß es — unumstößlich sicher. Aber Sie wollen die Uhr sehen!“ Er riß das Fach auf. „Hier ist sie!“

Eine schwere, dicke, altmodische Nickeluhr lag in seiner Hand.

Mac Norton sah sie lange an. Seine Züge erschlafften allmählich. Man sah, daß es ihm schwer fiel, seine Gedanken zu sammeln. „Gut —“, nickte er — wie gebrochen. „Inspektor Foster — ich gestehe. Ich war der Unterhändler von Elsworth.“

Eine kleine Pause. „Ich danke Ihnen sehr!“ sagte Foster, fast weich. „Schön, Mac Norton. Nun sollen Sie mir noch sagen, was Sie in London wollten und was Ihre Schreibübungen zu bedeuten haben.“

„Ich nehme an, daß Sie das Richtige erraten haben!“ sagte der Sekretär apathisch. „Ich wollte Frau Gregorys Botschaft aus der Uhr entfernen und eine andere, belanglose, hineinstecken — die von mir selbst fabriziert war. Sie haben ganz recht, Foster, das war der Zweck meiner Schreibübungen. — Es hat keinen Sinn, etwas zu leugnen.“ Er schien einer Ohnmacht nahe.

Inspektor Foster schwieg. Seine Finger trommelten auf dem Papier, das vor ihm lag.

Mac Norton fuhr nach einer Weile fort: „Es ist ja alles ganz egal jetzt. — Also, Inspektor, Sie haben mich

da, wo Sie mich hinhaben wollen. Und nun Dienst gegen Dienst: wer war der Einbrecher?“

„Erraten Sie es nicht?“ fragte Foster leise mit emporgezogenen Augenbrauen.

Der Sekretär starrte ihn wortlos an. Er hatte nicht bemerkt, daß Foster auf einen Knopf gedrückt hatte. Die Tür ging auf und der Inspektor sagte zu dem jungen Polizisten, der eingetreten war: „Telephonieren Sie hinüber ins Untersuchungsgefängnis. Der Mann auf Nr. 70 soll zur Konfrontation hierher gebracht werden. Und bestellen Sie den Protokollführer.“

„Sehr wohl, Inspektor!“ sagte der junge Polizist und ging. An der Tür wandte er sich.

„Sie sagten Nr. 70, Inspektor?“

„Nr. 70.“

„Nur, damit ich mich nicht irre: Sie meinen —“

„Nr. 70!“

„— Sie meinen den Einbrecher Hope, nicht wahr?“

36.

Mr. Carger, der Chef von Carger & Co., hatte sich nicht beeilt mit seinem Telegramm.

Die Gesellschaft auf St. Jean zersprang vor Ungeduld. Keine Nachricht von Foster, keine von Mac Norton — nichts. Erst nachmittags kam der Telegraphenbote aus Dieppe angerast.

Und dann lasen sie es:

„alles in ordnung stop inhalt des sates unverfehrt bei mir in sicherer verwahrung stop wird nur miß janet gregory oder ihrem vormund martin anderson persönlich ausgehändigt carger.“

Carger hatte sich gehorham an Fosters Diktat gehalten. Aber das wußte man ja auf St. Jean nicht. So standen sie und starrten sich an.

„Da!“ stöhnte Cranbourne. „Da haben wir's!“

„Was haben wir?“ fragte Violet mit ängstlicher Stimme.

„Carger lehnt Mittelspersonen in dieser Sache ab. Das bedeutet, daß er in irgendeiner Weise mit Mac Norton nicht einverstanden ist!“

„Na, hören Sie!“ rief Tante Betsy.

Pragott war im Kreise, er pfliff geistesabwesend vor sich hin.

„Ach, das will gar nichts besagen!“ bemerkte Onkel Martin. „Sie sehen Gespenster, Major! Carger ist eben ein vorsichtiger Fuchs. Jeden Augenblick muß eine Nachricht von Mac Norton eintreffen. Dann werden wir weiter sehen!“

Sie warteten.

Das Interesse für den Luch war flüchtig. Keiner aß mehr als ein paar Bissen. Tante Betsy seufzte: „Wenn ihr nichts dagegen habt, möchte ich etwas sagen: sollten unsere Sommerferien noch ein paar Tage länger so angenehm und unterhaltend verlaufen, dann wird man jeden einzelnen von uns für den ganzen Winter in ein Sanatorium sperren müssen. — Was haltet ihr davon, wenn wir morgen nach Hause fahren?“

„Ich hätte nichts dagegen!“ rief Janet erlöst aus. Alle sahen sie an — aber niemand sprach ein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Waldgang im Dezember.

Ein früher Abend löst zu kaltem Grau
Das Wollenfeuer, das vom Himmelrand
Durch Wipfelchwärze glommt mit Purpurbrand.
Nun qualmt wie Rauch und Asche übers Land
Der Dämmer Schatten schwelendes Gebraun.

Die Wälder stehn zu dumpfem Schlaf bereit,
Erschauend müde Baum gedrängt zu Baum.
Zu Häupten, ihrer Äste Wipfeltraum
Ist wallend dicht umfloßt von Nebelschaum.

Schwer aus den Zweigen tropft die Traurigkeit.
Doch etwas wie Verheißung regt sich lacht,
Wo hanghin streift das dunkle Tannengrün.
Das ist, als ob schon heimlich Kerzen sprühn
Und aus der Wolkentrübe bricht ein Glühn
Vom Sternenwunder der geweihten Nacht.

Heinrich Heine.

Die Rettung der „Santa Barbara“ am Weihnachtstag.

An einem Seitenaltar der Schloßkirche Notre Dame de la Garde bei Marseille fällt eine Anzahl von kleinen silbernen Bootschiffchen auf. Es sind genau ausgeführte Modelle von Fregatten, Galeeren, Barken, Gallioten und Briggs, die hier vom siebzehnten bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zum Dank für die Rettung genuesischer und spanischer Schiffe von den türkischen Seeräubern des Mittelmeeres gestiftet wurden.

Diese nordafrikanischen Korsaren betrieben ihr Handwerk im Gegensatz zu den englischen Flibustieren Westindiens nicht auf eigene Rechnung, denn sowohl in Marokko und Tripolis, wie in Algier war der Seeräub ein Monopol der Regierung. Die Raubschiffe wurden auf Staatskosten ausgerüstet und von der Beute erhielt zuerst der Pascha ein Fünftel, der Rest wurde zur einen Hälfte an die Minister und bevorzugten Beamten, zur anderen Hälfte an den Kapitän und die Mannschaft verteilt. Die Piraten erhielten ferner für jeden gefangenen Christen fünfzig Piafter vom Pascha, der dann für diese Gefangenen ein hohes Lösegeld erpreßte oder sie auf den Sklavenmärkten weiterverkauften ließ. Wie wehrlos Europa gegen diesen öffentlichen Seeräub war, beweisen die sogenannten afrikanischen Seepässe, mit welchen sich die Handelschiffe aller europäischen Staaten, ausgenommen Portugal, Spanien, Neapel und Genua, ausweisen mußten. Diese Pässe waren auf Pergament gedruckt und enthielten keinen Text, sondern Tierbilder und Arabesken. Sie wurden in zwei Teile geschnitten, einen Teil erhielt der Kapitän des Handelsschiffes, den anderen Teil der Konsul des betreffenden europäischen Staates in Nordafrika. Vor jeder Kaperfahrt übernahm nur der Oberbefehlshaber der Piraten von den Konsulen der befreundeten Staaten diese halbierten Pässe. Die Kontrolle der Kauffahrer erfolgte dann einfach dadurch, daß die beiden Hälften des PASSES aneinander gelegt wurden, um die Bilder gegenseitig zu ergänzen und durch diese originellen Bilderpässe ersparten sich die Korsaren die Kenntnis der verachteten europäischen Sprachen! Während aber bei der Paßkontrolle auf befreundeten Schiffen nur eine ausgiebige Kontribution in Waren und Geld erhoben wurde, kaperten die Korsaren jedes neapolitanische, spanische und portugiesische Schiff und hatten es vor allem auf die Flotte Genuas abgesehen, da Genua der Todfeind der afrikanischen Seeräuber war.

Die silbernen Bootschiffchen in der Kirche Notre Dame de la Garde sind daher auch meist Modelle genuesischer Schiffe und unter ihnen fällt besonders das Modell einer Fregatte auf, die am Heck eine Frau mit einem hochgehaltenen, brennenden Bechtranz zeigt. Der alte Mesner der Kirche weiß genau Bescheid über das Abenteuer dieses Schiffes und legt gegen ein kleines Tringeld in der Sakristei einen vergilbten Widmungsbrief vor, in dem die Rettung der „Santa Barbara“ und die Heldentat der Frau des Kapitäns ausführlich geschildert ist:

Am Morgen des 24. Dezember 1816 — dieses Datum ist auf dem Großsegel mit vergoldeten Ziffern eingraviert — wurde von der Besatzung der „Santa Barbara“ ein schnelles Kaperschiff gesichtet, das sich bei der frischen Brise rasch näherte und durch einen Kanonenschuß das Zeichen für die Paßkontrolle gab. Der Kapitän der „Santa Barbara“ ließ sofort als Antwort seine zwei Geschütze gegen die türkische Gallione abfeuern, aber bevor die genuesischen Kanoniere wieder geladen hatten, lag das Korsarenschiff schon Bord an Bord neben der Fregatte. Die Seeräuber waren weit in der Überzahl, wurden aber bei ihrem ersten Angriff mit einem überraschenden Feuer aus Pistolen und Flinten empfangen, denn die Mannschaft der „Santa Barbara“ tauchte erst im letzten Moment hinter der Verschanzung auf. Doch die Korsaren ließen sich von dieser List nicht täuschen und begannen um so wüthender zu entern, die genuesische Besatzung mußte bei dem erbitterten Handgemenge Schritt für Schritt weichen und wäre in dem ungleichen Kampf bald unterlegen, wenn nicht plötzlich das Schreckensgeschrei der verwundeten Korsaren, die auf dem Raubschiff lagen, eine Unterbrechung des Handgemenges herbeigeführt hätte:

Die Frau des Kapitäns der „Santa Barbara“ hatte vom Heck aus mit einem Schiffsjungen brennende Bechtränze in die Takelage der türkischen Gallione hinaufgeschleudert, die Flammen griffen bei dem heftigen Wind blitzschnell um sich und die Korsaren mußten sich jetzt teilen, um ihr Schiff zu retten und gleichzeitig die genuesische Besatzung abzuwehren, die zum Angriff überging und die Fregatte schnell von dem letzten Türken säuberte.

Die Seeräuber hatten schwere Mühe, um die brennenden Segel herunterzureißen und aus dem Geschützbereich der Fregatte zu kommen, sie verloren die Lust zu einem weiteren

Angriff und der Pascha von Algier verdankte an diesem Weihnachtstag der mutigen Kapitänsfrau den Tod seines besten Piratenkommandanten und etliche Dugend tote und verletzte Korsaren. —

Heute hängt die silberne „Santa Barbara“ in der fetzenzerhellten Dämmerung der Schloßkirche Notre Dame de la Garde zwischen den vielen anderen Bootschiffchen, die alle von verzweifelter Bedrängnis und wunderbarer Rettung vor den heutigetägigen Korsaren erzählen. Volkmar Frö.

Das Mädchen von Francilly.

Von Ernst Bergfeld.

Es schneite, und aus dem Norden pffte ein kalter Wind. Die beiden Posten, die den Verkehr der Zivilbevölkerung zwischen der Stadt und den umliegenden Dörfern überwachten, hatten die Manteltragen hochgeschlagen und die Hände in den Taschen vergraben. Das Gewehr hing ihnen lose über der Schulter. In dieser winterlichen Dämmerstunde gab es für sie nicht viel zu tun. Fast jeden Tag waren es dieselben Personen, die mit Erlaubnis der deutschen Militärbehörde durch die Sperre an der Vorkaststraße kamen: Bauern, um Milch oder andere Lebensmittel für die Lazarette zu bringen; ein paar alte Gärtner, die auf dem außerhalb der Stadtgrenze liegenden Kriegerfriedhofe arbeiteten, und der am Kanal tätige Schleusenwärter. Diese Menschen waren den Posten wohlbekannt, selten brauchten sie ihren Paßierschein vorzuweisen. Anders war es schon, wenn Fremde daherkamen oder Kraftwagen auftauchten. Da hieß es aufpassen und sofort den Sperrbaum vorschieben.

In dieser Stunde zwischen Hell und Dunkel ließ sich weder Mensch noch Auto in der weiten Runde blicken. Mitunter klang aus den nächsten Vorkasthäusern ein Lied, das die einquartierten Frontsoldaten sangen. Näher oder ferner bellte ein Hund.

Einer der beiden Posten entzündete die rote Wachtlaterne, die an dem Schilderhause hing. Dabei legte er auch seine Pfeife in Brand. Der andere ging, um die Füße warmzuhalten, eine kleine Strecke die Straße entlang ins freie Land hinaus. Auf einmal blieb er stehen und lauschte. Er hatte Tritte vernommen, konnte aber in der Dämmerung und dem stärker werdenden Schneegestöber nichts erkennen. Um besser zu hören, schlug er den Manteltragen herunter. Jetzt unterschied er deutlich eilige Lauschkritte. Er legte die Hand an den Mund und rief: „Arrêtez!“, aber der Ruf, zu halten, wurde nicht beachtet. Ein junges Weib lief auf ihn zu, ein Mädchen mit zerzaustem Haar, das unter einem Kopfstücke hervorquoll.

„Monsieur! Ma soeur, ma pauvre soeur!“

Die Worte überstürzten sich, der Soldat verstand nicht eines davon. Hestig ergriff das Mädchen seinen Arm, wies zurück in die Richtung, in der das nächste Dorf lag, und fing von neuem an zu reden, mehr schon zu fluchen. Als der Posten noch immer nichts verstand, griff er heimerleits das Mädchen an den Arm und ging mit ihm zu der Sperre. Vielleicht erriet sein Kamerad, was das Mädchen wollte. Der hörte die Worte:

„Ma soeur malade. Monsieur le docteur, Doktor, Doktor!“

Die Schwester war krank. Wenn das Mädchen eine Bescheinigung hatte, konnte man es wohl durchlassen. Vorschrittsgemäß fragte er: „Passierschein? Laissez-passer?“ „Rix laissez-passer! Rix Schein! Ma soeur malade! Doktor, docteur!“

Die Soldaten schauten sich an. Ohne Passierschein oder sonst eine dienstliche Beglaubigung durfte niemand an ihnen vorbei. Das war strenger Befehl. Sie fühlten die Angst, die ihnen entgegenzitterte, lauschten sich aber keinen Rat und wiesen, so hart es sie selbst ankam, die Bittende zurück. Einer von ihnen konnte etwas Französisch.

„Je regrette . . .“

Er versuchte, sein Bedauern zu bekräftigen und dem Mädchen klarzumachen, daß es umkehren mußte. Es war Krieg, da half kein Mitleiden.

„C'est la guerre, mademoiselle!“

Als das Mädchen die abweisenden Mienen sah und sich bewußt wurde, daß es nichts ausrichten konnte, blickte es einen Augenblick starr in das Schneegeriesel und ließ dann ohne ein weiteres Wort in die Dunkelheit zurück. Die Posten schüttelten die Köpfe. Der Raucher kloppte seine Pfeife aus und murmelte etwas in den Bart, das wie „Verdammt!“ klang. . . .

Vald darauf kam die Ablösung. Die beiden Soldaten marschierten in ihr Wachtlokal und erzählten dort ihr Erlebnis. Außer den Soldaten, die auf Posten zu ziehen hatten, befand sich auch unsere Ordonnanz in der Stube. Dieser Mann, Familienvater und schon in vorgerückten Jahren, nahm sich die Sache sehr zu Herzen. Er sprang die Treppe empor und kam in das Zimmer, in dem ich mit unserem jungen Assistenzarzt am Kaminsfeuer saß. Wort für Wort gab er wieder, was soeben von den beiden Wachtposten berichtet war. Selbst den leisen Fluch, den der eine beim Ausklopfen der Pfeife in seinen Bart gemurmelt hatte, vergaß er nicht.

Natürlich ging auch uns der Vorfall nahe. Trotz aller Kriegs-

erlebnisse waren wir noch nicht so abgestumpft, daß uns die Sorge des Mädchens um seine Schwester nicht ergrieffen hätte. Es war schon so: die Dorfbewohner hatten keine Gelegenheit, in ihren Höfen irgendwelche ärztliche oder sonstige Hilfe herbeizuholen. Man hatte sie, dem Zwang gehorchend, fast ganz gegen die Außenwelt abgeriegelt. Die Zahl der Spione wuchs zusehends, und es mußten Verordnungen erlassen werden, die den einzelnen hart trafen, aber nicht zu mildern waren. Schlimm mußte es um die Schwester des Mädchens stehen, wenn es, aller Gefahr trotzend, in Wind und Wetter hinaus zur Stadtgrenze gelaufen war. Ich beriet mit dem Assistenzarzt. Konnten wir etwas tun? Wer wußte, in welchem der umliegenden Orte das Mädchen zuhause war? . . .

Da kam unser Mann von neuem ins Zimmer, noch aufgeregter als vorher, so daß er sogar die Tür offen ließ. Stimmen klangen von unten herauf, herb-männliche und dazwischen eine weibliche.

„Monsieur le docteur!“

Das war sie. Wir besannen uns nicht, sondern eilten hinunter in die Wachtstube. Wirklich dort stand inmitten der selbgraunen Gestalten ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, das Kopfputz im Nacken, Haare und Kleider feucht vom Schnee. Die Soldaten verstummten bei unserem Eintritt. Der Posten, der die Französin hergebracht hatte, wollte etwas sagen, aber er kam nicht dazu.

„Dieu soit loué! Gott sei Dank!“

Das Mädchen sprang auf uns zu. Wir wichen fast entsetzt zurück, denn die linke Hand war über und über blutig.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ fragte das Mädchen in seiner Muttersprache. „Sie beide, der Herr Doktor und (auf mich weisend) auch Sie waren doch gestern bei uns. Sie haben Kerzen gebracht, und wir haben Ihnen Eier dafür gegeben.“

Richtig! Fast hätten wir gelacht, wenn nicht die blutende Hand gewesen wäre. Wir, der Assistenzarzt und ich und noch einige andere Kameraden, waren gestern mit unserem Auto auf verschiedenen Bauernhöfen gewesen, um Kerzen, die uns aus erbeuteten Magazinen zur Verfügung standen, gegen Eier und andere Erzeugnisse einzutauschen. Die Landleute, seit Wochen des Abends ohne Licht in den Stuben und Ställen, hatten sich hochbeglückt über unsere Gaben hergemacht und ohne Zaudern geholt, was wir wünschten. In einem der Häuser war uns auch dieses Mädchen zu Gesicht gekommen. Aber jetzt war keine Zeit, daran zu denken; erst mußte das Blut gestillt werden. Der Assistenzarzt, den das Mädchen an der Wunde mit dem roten Kreuz wiedererkannt hatte, schob den Armel des Kleides zurück und wuschte mit seinem Taschentuche das Blut ab. Ich sah ihm zu und bemerkte, wie sich seine Züge entspannten.

„Eine harmlose Wunde, ein Schnitt ins Fleisch ohne jede Bedeutung.“

Er fragte das Mädchen nach der Ursache, und nun hörten wir, hastig hervorgebracht, diese Schilderung:

Die Schwester des Mädchens, seit dem Sommer vorigen Jahres verheiratet, befand sich in Kindesnöten. Der Mann stand draußen auf der französischen Seite im Felde. Nun sollte, im fünften Monate des Krieges, das erste Kind kommen. Seit Stunden wand die Frau sich in Schmerzen. Ein französischer Doktor war nirgends zu erreichen. Da hatte die Familie sich an den deutschen Offizier mit der Arztbinde erinnert, der gestern zum Requirieren dagewesen war. Man wußte aus seinen Worten, daß gleich vorn in der Stadt sein Quartier lag. Ohne lange Überlegung war das Mädchen losgestürzt, um ihn zu suchen und ihn zu bitten, noch einmal mit dem Auto herauszukommen. Da es keinen Passierschein besaß, hatten die Posten das Mädchen nicht durchgelassen. Verzweifelt war es den langen Weg zurückgerannt, hatte sich daheim, von der Familie nicht bemerkt, mit einem Glascherben den Arm aufgeritzt und war dann von neuem losgestürzt. Nun hatten die Posten einsehen müssen, daß ärztliche Hilfe gebraucht wurde. Die Rot der Schwester war ihnen nicht verständlich geworden, aber der Anblick des rinnenden Blutes hatte einen der Wacheleute bewogen, das Mädchen hierherzubringen. Und nun war die junge Französin da, und sie bat den Doktor flehentlich, doch das Auto anzukurbeln und mit ihr zu der winnmernden Schwester zu fahren.

Lange brauchte das Mädchen nicht zu bitten. Unser Assistenzarzt ließ seinen Verbandkasten mit den Instrumenten holen, wusch und verschloß die kleine Armwunde, und dann fuhren wir zu dritt die Landstraße entlang nach Francilly, dem Heimatdorf des Mädchens. . . .

Während ich mit dem betagten Großvater beim Scheine unserer gespendeten Kerzen in der Wohnstube saß, kam nebenan in der kleinen Kammer mit Hilfe des Arztes und unter dem Beistande der Großmutter und des Mädchens ein kleiner französischer Sprößling zur Welt. Wenn unser Doktor nicht zur Stelle gewesen wäre, hätte es wahrscheinlich eine Totgeburt gegeben. So aber wurde eine kräftige Kinderstimme durch das Bauernhaus.

Als wir heimfuhren, hatte es aufgehört zu schneien. Ein schwacher Mondschein umgibtete die Bäume und Sträucher

zur Seite des Weges. Wir fuhren langsam, freuten uns des winterlichen Abendfriedens und unterhielten uns über das Mädchen von Francilly, dessen Schwesterliebe über alle Abperrung hinweg den Menschen in uns gesucht und gefunden hatte.

Arme kleine Vögel.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Die kleinen Vögel haben es schwer in diesem Herbst. Sie haben, als der Sommer zu Ende ging, den richtigen Zeitpunkt zur Abreise nach dem sonnigen Süden verpaßt, weil damals so gar kein richtiges Sommerwetter war, und nun haben sie zitternd vor Hunger und Kälte in den kahlen Büschen.

Was da nun mit ihnen werden soll? Vielen Tausenden hat man in Wien, der Stadt mit dem goldenen Herzen, mit Flugzeugen über die Berge geholfen, die sie selber nicht mehr überfliegen konnten. Darüber, ob sie dort alle gut angekommen sind, schweigen die Berichte, und wie es ihnen jetzt geht, weiß kein Mensch. Manchen ging wohl unterwegs das schwache Lebenslicht aus. Manche wird man sich wohl „drüben“ schmecken lassen. . . .

Betrüblich das zu denken. Aber schlagen wir an die eigene Brust. Steht nicht jeder in der Sächsischen Schweiz, daß es gleich hinter der Grenze, in Herrentreischen, gebratene Lerchen gibt und — vom bloßen Zusehen wird man nicht satt — ist mit!?

Bei uns sind jetzt von den kleinen Vögeln nur noch die Sperlinge „vogelfrei“, und auf dem Lande weiß jeder, wenn man einen Puter nicht haben kann, auch ein Spatz in der Pflanze nicht zu verachten ist. Frühere Geschlechter sagten sie ohne Unterschied, und gleich die ersten deutschen Schilderer unseres Volkes und seiner Sitten erzählen davon, wie sie das machten: „Die Bauern und der Troß streifen durchs Unterholz und schlagen mit Stöcken an die Büsche und Bäume, damit die Vögel aufsteigen. Dann kommt der Stöcker von oben und verfolgt sie. Die erschreckten Vögel flattern wieder zur Erde herab, wo sie die Menschen mit Stöcken erschlagen und greifen.“

Schön oder nicht, es war ein ritterliches Vergnügen. Der das erzählt, war der fromme Mönch Widutind von Cornen und der Held seiner Sächsenchronik war König Heinrich der Finkler! von dem Karl Löwe in einer seiner schönsten Balladen singt: „Herr Heinrich sieht am Vogelherd“, wo ihn die sächsischen Großen nach erfolgter Wahl einholten.“

Vogelherde waren überall im Bald und auf der Heide, wo Vogelbeerbäume und -sträucher beisaamenstanden; einer solchen Vogelweide verdankt der seine Minnefänger Walther seinen Namen. Und wo sie nicht von selbst wuchsen, pflanzte man sie an. Das besorgten Vogelfsteller von Beruf, die sich auch aufs Schlingenstellen und Leimrutenlegen und auf jeden Vogelstift- und -ruf verstanden. Noch 1612 errichtete der Vogelfsteller Hans Steiger in der Dresdner Heide einen Vogelherd, den er dem Kurfürsten Johann Georg I. „zu künftiger Lust und Ruh“ zum Kauf anbot. Ein einträgliches Geschäft, wenn es zustande kam; auf 200 Taler spitzte sich der tüchtige Mann. Und daran ist nicht zu zweifeln, denn sein Landesherr war der größte Nimrod aller Zeiten.

„Zu Lust und Ruh!“ Soviele Vögel aller Art, zahme und wilde, große und kleine, kamen auf den Dresdner Markt, daß die eine Marktlade danach „die Vogeldecke“ und die in ihrer Nähe gelegene Apotheke „die Vogelapotheke“ hieß. In der großen Messestadt Leipzig bildeten namentlich Lerchen einen großen Handelsartikel. 404 340 Lerchen wurden dort allein im Oktober 1720 von Ost und West, Nord und Süd durch die vier Tore eingeführt. Sie waren so fett, daß sie bis zu fünf Lot wogen und nach einer mittelalterlichen Küchen regel — *Mauda ipso suo corpore satis unguitur* — ohne weitere Zutat gebraten wurden. Sie strafen also den Spottvers Lügen:

Lieber hat die Lerche wohl, Waden hat sie nicht.

Zumeist wurden sie von den Bauern der Umgebung in Netzen eingefangen, aber auch Große hielten eine Lerche für einen Schuß Pulver wert. Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt erbeutete noch 1735—1760 720 Lerchen, und als Herder am 2. Oktober 1776 mit Kind und Kegel in Weimar seinen Einzug hielt, kamen Goethe und der Herzog gerade von der Lerchenjagd.

Jetzt sind „Leipziger Lerchen“ nur noch beim Konditor zu haben. Wo aber sind seitdem die vielen Lerchen geblieben, da sie doch geseligen Schicksal genießen? Manchem geht das Herz auf, wenn er im Renz wenigstens eine hört und sieht.